

SKP INFO

1 | 2025

DAS MAGAZIN DER SCHWEIZERISCHEN KRIMINALPRÄVENTION

Thema

Kriminalität in den Medien



Liebe Leserin, lieber Leser



Kriminalität ist ein zentrales Thema in der öffentlichen Wahrnehmung. Täglich berichten Medien über Verbrechen, Täter und Strafen – mal faktenbasiert und sachlich, mal emotional und dramatisierend. Diese Berichterstattung beeinflusst nicht nur unser Sicherheitsgefühl, sondern auch unsere Sicht auf Justiz, Polizei und Prävention.

Die Art und Weise, wie über Kriminalität gesprochen und geschrieben wird, hat weitreichende Auswirkungen. Sie kann Bewusstsein schaffen, Missstände aufzeigen und zu sinnvollen Massnahmen führen – aber auch Ängste verstärken oder ein verzerrtes Bild der Realität vermitteln. Dabei steht die Herausforderung im Raum, zwischen notwendiger Aufklärung, medialer Aufmerksamkeit und verantwortungsvoller Darstellung die richtige Balance zu finden. Wie wird Kriminalität dargestellt? Welche Rolle spielen Fakten, Statistiken und persönliche Eindrücke? Und wie beeinflusst das unsere Wahrnehmung von Sicherheit?

In dieser Ausgabe des SKP INFO-Magazins beleuchten wir verschiedene Facetten des Themas: Das Bundesamt für Statistik liefert mit aktuellen Zahlen eine sachliche Grundlage, während der erfahrene Gerichtsjournalist Viktor Dammann einen Einblick in die tägliche Praxis der Kriminalberichterstattung gibt. Ein Beitrag von Franziska Oehmer-Pedrazzi (FH Graubünden) zeigt auf, dass Kriminalitätsfurcht oft nicht mit der tatsächlichen Bedrohungslage übereinstimmt. Auch der Einfluss der Unterhaltungsbranche auf unser Bild von Kriminalität ist ein zentrales Thema: Wir sprechen mit der Tatort-Regisseurin Claudia Garde über die Inszenierung von Verbrechen in Film und Fernsehen, und die Krimi-Spezialistin Sonja Hartl wirft einen Blick auf die aktuelle True-Crime-Szene. Der Psychiater Thomas Knecht schliesslich berichtet über das merkwürdige Phänomen der Hybristophilie (=die Faszination für Täterfiguren).

Am Schluss dieser Ausgabe stellen wir ausserdem neue Projekte, neue Mitarbeitende sowie die neu strukturierten Kommissionen vor, die unsere Arbeit weiter stärken und zukunftsorientiert ausrichten sollen.

Ich danke allen Autorinnen und Autoren, die mit ihren Beiträgen zu dieser Ausgabe beigetragen haben, und wünsche Ihnen jetzt eine spannende Lektüre!

Fabian Ilg

Geschäftsleiter Schweizerische Kriminalprävention

IMPRESSUM

Herausgeberin und Bezugsquelle

Schweizerische Kriminalprävention
Haus der Kantone
Speichergasse 6
Postfach
3001 Bern

info@skppsc.ch
Tel. 031 511 00 09

Das **SKP INFO 1 | 2025** ist als PDF-Datei zu finden unter: www.skppsc.ch → SKP INFO. Es erscheint auch in französischer und italienischer Sprache.

Für namentlich gekennzeichnete Beiträge sind die Autor(inn)en verantwortlich; die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Redaktion und Herausgeberin wieder. Individuelle (Gender-)Schreibweisen der Autor(inn)en werden berücksichtigt.

Verantwortlich	Chantal Billaud, SKP
Redaktion	Volker Wienecke, Bern
Übersetzungen	F Gabrielle Rivier, Genf Benoît Kremer, Annemasse (F) I Annie Schirrmeister, Meride
Layout	Weber & Partner, Bern
Druck	Länggass Druck AG, Bern
Auflage	D: 1000 Ex. F: 200 Ex. I: 150 Ex.
Erscheinungsdatum	Ausgabe 1 2025, April 2025
© Schweizerische Kriminalprävention, Bern	



Kriminalität in der Statistik

An den Anfang dieser Ausgabe des SKP INFO zum Thema «Kriminalität in den Medien» stellen wir einen Beitrag von Anne-Corinne Vollenweider, der Sektionsleiterin Kriminalität und Strafrecht des Bundesamts für Statistik (BFS), um denjenigen Bereich vorzustellen, in dem mit grösstmöglicher Sachlichkeit über Kriminalität berichtet wird: die Statistik. Diese liefert, ohne emotionalisierende Verzerrungen und ohne einen speziellen Unterhaltungswert, die grundlegenden Zahlen und Fakten zum Thema.

Autorin

Anne-Corinne Vollenweider Wyss

Bundesamt für Statistik, Sektionschefin Kriminalität und Strafrecht



ZVG

Neben Informationen zur Aktivität des Justizvollzugs bieten die Statistiken der Sektion Kriminalität und Strafrecht des BFS die Möglichkeit, das «Kriminalitätsphänomen» aufzuschlüsseln und seine Entwicklung zu beschreiben. Die Statistiken decken einen grossen Teil des Strafverfolgungsprozesses ab; von der Meldung einer Straftat bei der

Polizei bis zur Freisetzung des Straftäters nach vollzogener Strafe. Doch gilt zu beachten, dass diese Zahlen die reale Kriminalität nur stückweise abbilden. Dies hat mehrere Gründe, die einerseits mit der Anzeigebereitschaft der Bevölkerung, andererseits mit den personellen Ressourcen, der Prioritätensetzung und der Effizienz von Polizei und Justiz zusammenhängen. Diese Faktoren und ihr Einfluss lässt sich aber kaum in Zahlen fassen.

Die wichtigsten Datenquellen

Die Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS) in ihrer modernisierten Form gibt seit 2009 Auskunft über die polizeilich registrierten Straftaten. Sie stellt zudem diversifizierte Daten, etwa zu häuslicher Gewalt und digitaler Kriminalität, zur Verfügung. Die PKS entsteht in enger Zusammenarbeit zwischen der KKJPD und dem BFS.

Die häusliche Gewalt wird durch die Beziehung zwischen der geschädigten und der beschuldigten Person zum

Tatzeitpunkt definiert. Dabei werden die folgenden innerfamiliären Beziehungen berücksichtigt: bestehende und ehemalige Partnerschaften, Eltern-Kind-Beziehungen, restliche Familienbeziehungen. Als häusliche Gewalt berücksichtigt werden Straftaten im StGB, die eine absichtliche Schädigung der körperlichen, psychischen und sexuellen Gesundheit des Opfers bedeuten. Dabei wird die Verwendung oder die Androhung körperlicher Gewalt nicht zwingend vorausgesetzt. Das BFS arbeitet in diesem Bereich eng mit dem EBG zusammen.

Die digitale Kriminalität umfasst im Wesentlichen diejenigen Straftaten, die in den Telekommunikationsnetzen und insbesondere im Internet begangen werden. Identifiziert werden Straftaten der digitalen Kriminalität anhand der Tatvorgehen (Modi Operandi) mittels «Phänomene-Blättern» des fedpol. Es handelt sich folglich nicht um neue Straftatbestände, die von der Polizei zuvor nicht in der PKS erfasst worden wären, sondern um die Identifizierung von Straftaten mit einer digitalen Komponente. Diese Daten werden seit 2021 publiziert.

Die Strafurteilsstatistik (SUS) gibt Auskunft über die Verurteilung von Erwachsenen, die in das vom BJ geführte Strafregister eingetragen werden. Sie deckt eine Zeitspanne von über 30 Jahren ab. Informationen zu den Verurteilten, den abgeurteilten Straftaten und den ausgesprochenen Sanktionen stehen zur Verfügung. Bei den Erwachsenen werden nur Delikte und Straftaten berücksichtigt, weil Übertretungen nur im Ausnahmefall im Strafregister erfasst werden. Für jedes Urteil wird nur eine Hauptsanktion erfasst, die der schwersten Sanktion entspricht. Neben der Datenerhebung erstellt das BFS auch spezifische Rückfallanalysen.

Die Statistik der Jugendstrafurteile und des Jugendsanktionsvollzuges (JUSAS)

löste 2020 die Jugendstrafurteilsstatistik (JUSUS) ab, die seit über 20 Jahren existierte. Die JUSAS erfasst alle Jugendurteile, die ein Jugendgericht aufgrund von Straftaten kraft eines Bundesgesetzes mit Strafbestimmungen ausgesprochen hat. Zudem werden alle Aufenthalte in einer Institution oder in einer Strafanstalt statistisch erfasst, wenn sie nach Jugendstrafrecht angeordnet wurden. Die häufigsten Sanktionen sind die Persönliche Leistung (Kurse oder gemeinnützige Arbeiten) und der Verweis (förmlicher Tadel). Wie bei der SUS wird für jedes Urteil nur eine Hauptsanktion erfasst, die der schwersten Sanktion entspricht.

Die Statistik des Vollzugs von Sanktionen (SVS) ist eine Längsschnittstatistik, welche die Insassenbewegungen im Straf- und Massnahmenvollzug seit Mitte der 1980er Jahre abbildet. Sie informiert über alle Eintritte und Austritte der Justizvollzugseinrichtungen, die Vollzugsdauer der erwachsenen Inhaftierten sowie die verhängten Sanktionen. Sie gibt auch Auskunft über die gemeinnützige Arbeit, die elektronische Überwachung und die Bewährungshilfe. Ergänzt wird sie durch die Erhebung zum Freiheitsentzug (FHE), die jährlich zum 31. Januar erfolgt und die Insassenbestände, inklusive Untersuchungs- und Sicherheitshaft, zum Stichtag abbildet.

Die Opferhilfestatistik (OHS) gibt seit über 20 Jahren Auskunft über Anspruchsberechtigte gemäss Bundesgesetz über die Hilfe an Opfer von Straftaten (OHG), seit 2017 auch gemäss Bundesgesetz über die Aufarbeitung der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen vor 1981 (AFZFG), die Opferhilfestellen kontaktieren. Jede Person, die durch eine Straftat in ihrer körperlichen, psychischen oder sexuellen Integrität unmittelbar beeinträchtigt worden ist, kann kostenlose Hilfe erhalten. Die Hilfestellen erbringen für das Opfer und seine Angehörigen Beratungen mit

medizinischer, psychologischer, sozialer, materieller und juristischer Hilfe. Die Kantone können eine Genugtung und/oder eine Entschädigung ausrichten, wenn die Schwere der Beeinträchtigung es rechtfertigt.

Die Sektion Kriminalität und Strafrecht entwickelt gegenwärtig in enger Zusammenarbeit mit dem EBG **eine neue Studie über die Prävalenz geschlechtsspezifischer Gewalt** mit einem 5-Jahres-Zyklus, der erneuerbar ist. Dies versetzt die Schweiz in die Lage, ihre Verpflichtungen aus der ratifizierten Istanbul-Konvention zur Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen wahrzunehmen. Auch die amtliche Statistik soll so ergänzt und die «Dunkelziffer» ausgeleuchtet werden.

Weitere Informationen zur Kriminalstatistik finden sich im Statistischen Jahrbuch 2024 und auf der Website des BFS.

www.bfs.admin.ch → **Statistiken**
→ **Übersicht** → **Übersichtsdarstellungen** → **Statistisches Jahrbuch der Schweiz**

www.bfs.admin.ch → **Statistiken**
→ **Kriminalität und Strafrecht**



«Warum haben Sie das Böse im Blick, Herr Dammann?»

Rund vier Jahrzehnte war Viktor Dammann als Gerichtsreporter für den BLICK tätig – und als solcher vermutlich der bekannteste Gerichtsreporter der Schweiz. Für das SKP INFO hat Chantal Billaud den 75-Jährigen in Zürich getroffen und ihn unter anderem dazu befragt, wie man über Kriminalität berichten sollte, wenn man allen Beteiligten – Tätern, Opfern, dem Umfeld, den Strafverfolgungsbehörden, der Öffentlichkeit und nicht zuletzt der eigenen Zeitung – möglichst gerecht werden möchte.

Chantal Billaud (CB): Herr Dammann, ordentlich pensioniert wurden Sie ja bereits im Jahr 2015, nach 35 Jahren als Polizei- und Gerichtsreporter beim BLICK, aber wirklich aufgehört zu arbeiten haben Sie nicht, oder?

Viktor Dammann (VD): Stimmt, für den BLICK habe ich noch bis letztes Jahr weitergearbeitet, aber nur noch in Teilzeit. Und ich habe eine Abschiedsreihe geschrieben.

CB: Sie haben auch ein Buch geschrieben.

VD: Ja, damit hatte ich bald nach meiner regulären Pensionierung begonnen, und 2019 ist es erschienen. Leider ist es bereits vergriffen, da Orell Füssli ein Jahr später den Sachbuchverlag eingestellt hat. Ich habe aber noch einige Exemplare, die man bei mir direkt bestellen kann.

CB: Ihr Buch trägt den zweideutigen Titel «Das Böse im BLICK». Wie stehen Sie ganz grundsätzlich zum Begriff des «Bösen»? Denken Sie, dass einige Menschen böse zur Welt kommen?

VD: Aus meiner Sicht gibt es kranke und böse Menschen, die Verbrechen begehen. Ob diese bereits bei Geburt böse

sind, kann ich nicht beurteilen, aber ich habe Taten gesehen, die so grausam sind, dass ich denke, da ist etwas Böses dahinter.

CB: Gehen wir kurz an den Anfang: Sie haben ja ursprünglich Koch gelernt. Wie sind Sie denn von dort in diese «Welt des Bösen» gekommen? War da schon immer eine Faszination?

VD: Ich hatte eigentlich zuerst eine Faszination für die Fotografie. Mit Sportfotografie habe ich angefangen. Früher war das nicht so schwierig, da konnte man im Zürcher Letzigrund einfach reinspazieren. Ich habe mich dann neben das Goal gesetzt und Fotos gemacht, zuerst nur für mich selbst, aber ich bin relativ schnell mit Profifotografen ins Gespräch gekommen. Einer von ihnen hat mich dann an eine Pressebilder-Agentur vermittelt: So konnte ich von 1970 bis 1977 bei Keystone als Foto-reporter arbeiten. Das war für mich wie eine zweite Lehre, und ich konnte aus meinem Hobby einen Beruf machen. Sehr bald habe ich auch Bilder von Unglücksorten geschossen: Autounfälle, Brände, Zugunglücke usw. In dieser Zeit bei Keystone habe ich neben dem Sport eigentlich das ganze Tagesgeschehen



Das Buch «Das Böse im Blick» kann direkt bei Viktor Dammann bestellt werden (CH 20.– plus Versandkosten): viktordammann@bluewin.ch



Philippe Rossier, Blick

«Ich war natürlich froh um gute Kontakte, das hat mich aber nie daran gehindert, auch die Polizei zu kritisieren, wenn nötig.»

abgelichtet. Und der Standort der Agentur war mitten im «Sündenpfuhl» des Zürcher Niederdorfs. Es gab so viel zu tun, dass ich nicht einmal die Zeit hatte, mich über die Hintergründe der Unglücksfälle zu informieren. Das geschah dann zum Teil erst Jahre später. Ich erinnere mich an einen Abend im Jahr 1971, da gab es zuerst einen Flugzeugabsturz in Kloten mit über 80 Toten, und zwei Stunden später stiessen in Meilen zwei Züge zusammen... So hatte ich bereits mit 21 Jahren schon ziemlich viel gesehen und erlebt.

1980 kam ich dann über persönliche Beziehungen zum BLICK, zunächst wieder als Fotograf, aber eigentlich habe ich von Beginn an ein bisschen alles gemacht, auch geschrieben. Schon als Jugendlicher hatte ich gerne Gerichts-

prozesse besucht, als Zuschauer, und nun konnte ich bald auch für den BLICK zum ersten Mal von einem Prozess berichten, denn ein Kollege, der bisher dafür zuständig war, hatte gerade seine journalistische Arbeit aufgegeben, und ich konnte seine Aufgaben übernehmen. Von 1982 bis 2023 habe ich dann hauptamtlich als Gerichtsreporter gearbeitet und unzählige Fälle beobachtet und begleitet.

CB: Sie haben sich also schon in der Jugend für Gerichtsfälle interessiert. Woher stammt denn dieses Interesse?

VD: Als Jugendlicher habe ich immer gerne «Jerry Cotton»-Hefte gelesen. Da bin ich über ein Wort gestolpert, das ich nicht kannte: «Recherchen». Ich fragte mich, was das wohl bedeuten könnte,

es war ja kein Gärtner oder so involviert (lacht), und musste es im Lexikon nachschlagen. Jedenfalls hat mich das Verbrechen und das Metier des Kriminalreporters schon früh fasziniert. Und ich wollte nicht mehr nur bildmässig über Katastrophen oder Verbrechen berichten, sondern auch herausfinden, wie es jeweils dazu gekommen war. Recherchieren eben.

In den 80-er Jahren ereigneten sich fortlaufend schwere Staffaten. Es gab erheblich mehr Tötungsdelikte als heute. Wir hatten Milieu- und Drogenkriminalität mit sehr vielen Opfern. Das war fast an der Tagesordnung. Heute kann man sich das kaum vorstellen.

CB: Wollten Sie denn nie noch näher ran und eine Polizeiausbildung machen?

VD: (lacht) Seinerzeit bin ich nicht mal eine Kletterstange hochgekommen, das war also nichts für mich. Heute ginge das fast besser.

CB: Man liest, dass Sie als Journalist über ein sehr grosses Informantennetzwerk verfügten. Haben Sie in dieser Zeit im Milieu in Zürich begonnen, diese Kontakte zu knüpfen?

VD: Ja, klar. Das war diesbezüglich eine wichtige Zeit. Ich konnte die Kontakte auch halten, weil ich stets zu 100% verlässlich war gegenüber allen Quellen. Das heisst, eine Quelle muss sich total auf meine Verschwiegenheit verlassen können, und wenn ich eine Story habe, dürfen keine Informationen Rückschlüsse auf eine Quelle ermöglichen. Man kann Informanten auch nicht aktiv suchen. Die werden vermittelt, oder man lernt sie in der Szene kennen. Mein Netz war sehr gross, und ich hatte immer auch gute Kontakte in Justiz- und Polizeikreisen.

CB: Gab es je einen Bericht von Ihnen, der ein Verfahren auslöste, bei dem man die Namen der Informanten gerichtlich erzwingen wollte?

VD: Ja, das gab es, beim Fraumünster-Post-Raub in Zürich. Da wusste ich sehr viel durch meine Kontakte. Aufgeflogen ist es, weil mir eine Angestellte der Staatsanwaltschaft ein Fax nach Hause schickte und man nachprüfen konnte, wer zu dem Zeitpunkt gearbeitet hat. Es gab dann sogar eine Hausdurchsuchung bei mir zu Hause. Man warf mir vor, dass ich meinen Kontakt durch meine Fragestellung zur Amtsgeheimnisverletzung angestiftet hätte. Wir gingen dann durch alle Instanzen bis nach Strasbourg, und wir bekamen Recht! Es kann ja auch nicht sein, dass eine offene Frage als Anstiftung gilt, das wäre der Tod für den Journalismus. Das war also ein wegweisendes Urteil aus Strasbourg.

Ich hatte trotzdem meine Lehren daraus gezogen und informierte mich ab dann meistens nur noch 1:1, also mündlich. Mir hat das Ganze aber

nicht geschadet, ich hatte nachher noch bessere Kontakte in die Justiz als vorher. Für ein Informantennetz ist das Vertrauen das A und O. Ich hätte die Angestellte niemals verraten.

CB: Und das Metier des Reporters haben Sie on the job gelernt?

VD: Das war so, ja. Zu meinen Kolleginnen und Kollegen anderer Tageszeitungen hatte und habe ich immer noch den besten Kontakt, da gab es nie einen Dünkel. Alle haben ihren Stil, und auch ich habe meinen eigenen Schreibstil entwickelt. So zog ich oft aus der Geschichte ein aussergewöhnliches Detail heraus und schrieb die Geschichte um dieses Detail herum.

Der BLICK galt schon immer als Boulevard-Zeitung, aber ich zog immer den Vergleich zum Fastfood: Der BLICK ist wie ein Hamburger, aber aus den besten Zutaten gemacht! Wir sind kein Rindsfilet, wie vielleicht andere Zeitungen, aber wir haben dennoch die besten Zutaten.

CB: Verbrechen und Boulevard zusammen ist aber doch oft auch heikel? Stichwort «reisserisch» oder «voyeuristisch»?

VD: Ich hatte schon meine Grundsätze. Ich schrieb nie über Grausamkeiten aus den Gerichtsakten nur wegen der Grausamkeiten. Ich gebe doch keine Gebrauchsanweisungen für Raubmörder oder Vergewaltiger! Das braucht es auch gar nicht, um eine gute Geschichte zu schreiben. Wenn ein Verbrechen aussergewöhnlich grausam ist, dann ist die Wahrheit eben schon reisserisch, aber das muss man nicht noch journalistisch befeuern. Details beschreiben muss Sinn machen für die ganze Geschichte, sie sind nicht da, um den Voyeurismus der Leserinnen und Leser befriedigen. Wir hatten wenig Klagen bezüglich Ehrverletzungen, es ging nie darum, einzelne Menschen zu verunglimpfen. Ich hatte auch nie Druck vom BLICK, weiterzugehen, als ich wollte. Wenn ich selber eine Geschichte recherchierte, erzählte ich nie alles der Redaktion.

Noch nicht ausgebrütete Eier soll man nicht in die Redaktion legen, dann hat man viel weniger Druck. Ich habe die Redaktion erst informiert, wenn meine Geschichte niet- und nagelfest war. Die Chefredaktionen haben natürlich die Tendenz, so schnell als möglich zu publizieren, aber es gibt auch ethische Grenzen. Wenn wir nur auf Verdacht hin eine Story bringen würden, und es ist dann doch nichts dran, könnte das Leben der betroffenen Menschen ruiniert werden. Das darf nicht passieren.

Ich hatte einmal eine Geschichte aus einem Pflegeheim in Zürich, da haben einige Pflegefachfrauen Patientinnen schändlich behandelt, verhöhnt und in entwürdigender Weise mit dem Handy gefilmt. Das ist mir zu Ohren gekommen, und diese Geschichte kam heraus, bevor die zuständigen Behörden überhaupt davon wussten. Ich hatte aber Videomaterial, das ich selbst überprüfen konnte. Als ich die Identität der «Pflegerinnen» sicher wusste, ging ich damit zur Staatsanwaltschaft und übergab das Video. Wir haben dann abgemacht, dass ich die Story erst bei der Verhaftung der Täterinnen bringen würde, und das hat auch gut geklappt. Ich bin auch bei anderen Fällen so vorgegangen: Erst wenn meine «Vorermittlungen» Hand und Fuss hatten und von der Justiz bestätigt waren, habe ich publiziert. Das hat sich bewährt.

CB: Sie hatten offensichtlich guten Kontakt zur Justiz, wie stand es mit den Kontakten zur Polizei?

VD: Überwiegend waren die Kontakte gut. Es gibt natürlich immer Personen, mit denen man besser «kann» als mit anderen, aber das ist überall so. Ich war natürlich froh um gute Kontakte, das hat mich aber nie daran gehindert, auch die Polizei zu kritisieren, wenn nötig. Ich deckte damals beispielsweise eine Geschichte bei der Zürcher Kapo auf, bei der sie unglaublich viel Geld für ein unnützes Peilflugzeug ausgaben. Auch bei der Stapo gab es Unsauberes, das ich aufdecken konnte. Das führte schon dazu, dass teils gemauert wurde. Insti-

tutionen sollten aber bei Fehlern offen kommunizieren und nicht, wie die Gauer, immer nur das zugeben, was ihnen bewiesen werden kann. Das führt sonst zu einem Vertrauensverlust, wenn irgendwann doch alles ans Licht kommt.

CB: Wir reden von gestern und heute: Würden Sie heutzutage immer noch Kriminal- und Gerichtsreporter sein wollen im Vergleich zu den Jahren, in denen Sie vor allem aktiv waren?

VD: Nur, wenn die Bedingungen noch so wären, wie vor 20 oder 30 Jahren. Ich meine das vor allem in bezug auf die Persönlichkeitsrechte. Früher gab es beim BLICK folgende Regelungen: Bei Berichten über Mörder: Zwingend mit Foto und richtigem Namen. Bei vorsätzlicher Tötung: Richtiger Vorname und erster Buchstabe des Nachnamens sowie ein Foto des Täters mit Balken über den Augen. Das war ein Grundsatz. Ich habe auch viel über Internet-Liebesbetrüger oder über Pädosexuelle berichtet. Wir hatten Bilder von den Tätern, die wir mit richtigen Vornamen und erstem Buchstaben des Nachnamens veröffentlichten. Das ist auch Prävention! Natürlich taten wir das nur bei Verurteilungen. Heute ist das nicht mehr denkbar. Man berichtet heutzutage praktisch nur noch mit geänderten Namen und unkenntlich gemachten Bildern. Ich war halt dem investigativen Journalismus verhaftet, aber es musste wasserdicht sein.

CB: Wir können uns vorstellen, dass Erfahrung und Menschenkenntnis in diesem Metier sehr nützlich sind, um die Spreu vom Weizen unter den Geschichten aussortieren zu können?

VD: Sicher! Ich habe anfangs auch Fehler gemacht und bin jeder Geschichte hinterhergerannt. Oft war dann kein Fleisch am Knochen. Später fragte ich immer anfangs genau nach, gerade bei haarsträubenden Erzählungen: Nenn' mir Ross und Reiter! Dann wurde recht schnell klar, ob es um Fakten oder um Gerüchte ging. Eine sehr gute Ausbildung ist auch, sich so viele Ge-



Viktor Dammann war stets nahe am Geschehen. Hier im Zwiegespräch mit dem Sprengstoffdieb Nicholas E. in den Achtzigerjahren.

schworenenprozesse anzuschauen wie möglich. Das gibt es seit der Revision der StPO leider nicht mehr, aber ich habe Hunderte besucht und dabei sehr viel gelernt. Beispielsweise mussten Gerichtsmediziner oder Spurenexperten beim Prozess auftreten und ihre Untersuchungen erläutern.

Der Fall des Tierarztes Gabor Bilkei – er hatte seine Ehefrau umgebracht –, den ich in meinem Buch auch beschrieben habe, war da besonders. Er war aus meiner Sicht ein sehr eindrückliches Beispiel eines Kriminellen, der sich selber überführt. Er hatte eine so hohe Meinung von sich selbst, dass er sicher war, erzählen zu können, was er wollte, und man würde ihm alles glauben. Er war absolut grössenwahnsinnig, und ich habe ihm persönlich gesagt, dass er sich dadurch selbst ins Gefängnis gebracht habe. Ich hatte beim Fall Bilkei den Vorteil, dass ich ganz zu Beginn schon dran war. Ich hatte Kontakt mit wichtigen Zeugen und war dann schon erleichtert, als sich alles, was ich darüber schrieb, beim Prozess bewahrheitet hat.

CB: War der Fall Bilkei Ihr «Lieblingsfall», so im Rückblick gesehen?

VD: Bilkei war sehr spannend, ja. Aber es gab auch andere Fälle, die ich im Buch nicht beschrieben habe, z.B. der Fall des Kindermörders Ferrari. Ich habe dazumal mit meinem Journalistenfreund Peter Holenstein herausgefunden, dass Ferrari für einen ihm angelasteten Mordfall nicht verantwortlich war.¹ Der Fall war auch extrem, weil polizeilich so viel schiefgelaufen war.

CB: Wie sehen Sie die Entwicklung bez. Berichterstattung von Kriminalität? Es scheint immer mehr Cold-Case-Sendeformate, Serienmörder-Serien, Podcasts usw. zu geben, aber auch immer mehr Informationen, die kaum nachzuprüfen sind. Das Interesse ist riesig, das Angebot aber immer weniger fundiert.

VD: Es kommt halt schon immer auf die Qualität an. Es gibt sicher aufsehenerregende Fälle, aber nicht nur. Vieles

¹ Peter Holenstein: *Der Unfassbare – Das mörderische Leben des Werner Ferrari*, Oesch Verlag, Zürich

kommt aus den USA, die haben beispielsweise mehr Serienmörder. In der Schweiz haben wir viel weniger solche Fälle und noch weniger ungelöste. Aber bei jeder Berichterstattung über Kriminalität sollte sorgfältig gearbeitet werden. Das ist man auch den Opfern schuldig.

CB: Wenn wir von den Opfern sprechen: Man hört oft, dass Journalisten Opfer, auch Angehörige, extrem bedrängen und wenig Respekt zeigen, Hauptsache, sie bekommen eine gute Story. Wie haben Sie das gehandhabt?

VD: Es ist schon so, dass gerade Angehörige von Opfern eine sehr gute Quelle sind, weil sie als Privatkläger Akteneinsicht haben und Journalisten so an viele Informationen herankommen. Es ist aber respektlos und unethisch, wenn man das ausnützt. Ich war immer transparent und hoffentlich auch immer respektvoll. Viele Ange-

hörige wollen auch reden und gehört werden, aber nicht die Kontrolle über das Gesagte verlieren. Da muss man sehr sorgfältig arbeiten. Auch will keine Zeitung einen Skandal verursachen mit unsauberen Methoden. Ich war da auch «old school»: Was eine Schlagzeile verspricht, muss der Text halten, und der Text muss sauber recherchiert sein. Heute ist im Online-Journalismus aber schon vieles schneller geworden, Hauptsache «rasch raus», und wenn es dann korrigiert werden muss, ist das dann auch einfacher machbar.

CB: Journalisten haben es ja immer schwerer, alles muss sehr rasch rauskommen, man hat keine Zeit mehr für Recherche, und entsprechend bleibt es oberflächlicher. War es in «Ihren» Zeiten diesbezüglich freier?

VD: Ich war immer sehr zufrieden mit meinem Arbeitgeber. Man hat mich immer machen lassen, und man hat mir

die Zeit gegeben, die es eben brauchte. Ich habe auch nie Druck verspürt, etwas anders zu schreiben, als ich es wollte, ich musste z.B. nie eine Geschichte aufbauschen oder Skandalträchtiges einbauen oder so. Das gab es wirklich nie. Ich konnte aber immer auch an die Grenzen gehen. Mir ging es immer ums Verstehen und um Aufklärung. Darum habe ich auch bei meinen Geschichten im Buch das Gespräch mit den verurteilten Tätern und Täterinnen gesucht, das gehört auch zu einer ausgewogenen Berichterstattung. Als ich bei einem Besuch einer Giftmörderin in Hindelbank zur Begrüssung einen selbstgemachten Kuchen angeboten bekam, habe ich dann aber doch verzichtet ...

Herr Dammann, wir bedanken uns sehr für dieses informative Gespräch und empfehlen unseren Leserinnen und Leser sehr gerne ihr spannendes Buch!

Die verzerrte Darstellung von Verbrechen in den Medien und ihre Folgen

Die Berichterstattung der Medien ist kein getreues Abbild der Realität. Sie unterliegt spezifischen Selektions- und Präsentationslogiken, die Verzerrungen in der Darstellung zur Folge haben. Besonders bei der Kriminalitätsberichterstattung kann dies zu überzogenen Ängsten, politischen Fehlentscheidungen und gesellschaftlicher Spaltung führen. Warum das so ist und was man dagegen tun kann, zeigt die Kommunikationswissenschaftlerin Franziska Oehmer-Pedrazzi in ihrem Beitrag.

Unser Wissen über Verbrechen, Täter- und Opfermerkmale und die Arbeit von Strafverfolgungsbehörden speist sich – glücklicherweise – zum grossen Teil nicht aus eigenem Erleben, sondern aus Berichten in den Medien. Ob Zeitungen, Fernsehen oder Online-Medien – sie alle prägen daher unsere Vorstellung davon, wie sicher oder unsicher wir unsere Umgebung wahrnehmen und welchen Standpunkt wir im Umgang

Autorin

Franziska Oehmer-Pedrazzi

ist Professorin für Kommunikationswissenschaft an der Fachhochschule Graubünden und Mitgründerin des MILEVA INSTITUTS für Digitales und Gesellschaft.





KEYSTONE/Guiltaume Horcajueto

«Die Opfer werden besonders stark in den Mittelpunkt gerückt, wenn sie geeignet sind, Emotionen auszulösen: meistens Kinder oder Frauen.» (Bild: Vergewaltigungsopter Gisèle Pelicot, Frankreich, 2024).

mit Straftäter:innen verfolgen. Doch die Berichterstattung der Medien ist kein getreues Abbild der Realität. Sie unterliegt spezifischen Selektions- und Präsentationslogiken, die zu Verzerrungen in der Darstellung führen: Nicht jedes Verbrechen wird zu einer Nachricht in den Medien. Nicht jedes Opfer findet Gehör, nicht jede:r Täter:in wird öffentlich dargestellt.

Merkmale der Kriminalberichterstattung

Bei der Auswahl und Präsentation von Nachrichten folgen die Medien den (mutmasslichen) Publikumsinteressen und, damit verbunden, ökonomischen Interessen: Veröffentlicht wird, was Aufmerksamkeit und damit Reichweite

verspricht. Daher werden schockierende und besonders grausame Verbrechen wie Mord und Sexualdelikte deutlich häufiger in den Medien berichtet als andere Delikte wie beispielsweise Einbrüche oder Betrug – und auch überproportional häufiger, als sie in den Kriminalstatistiken aufgeführt werden (in der Schweiz: Eisenegger & Ettinger, 2012). Die Opfer werden besonders stark in den Mittelpunkt gerückt, wenn sie geeignet sind, Emotionen auszulösen: meistens Kinder oder Frauen. Als Mann ist es jedoch deutlich wahrscheinlicher, Opfer von Gewalttaten zu werden (vgl. Hestermann, 2017). Opfer werden zudem meist eher hilflos und passiv in Wort und Bildern dargestellt. Der oder die Täter:in wird eher als das «perso-

nifizierte Böse» dargestellt. Überproportional häufig werden dabei auch Delikte von Ausländer:innen thematisiert (Hestermann, 2021). Hintergründe, welche die Tat verständlicher machen könnten, wie z. B. Lebensumstände oder biographische Entwicklungen des:der Täter:in, werden meist ausgeklammert. Besonders einschneidend ist es dann, wenn mutmassliche Täter:innen bereits vorverurteilt werden, ohne das Ergebnis einer juristischen Beurteilung abzuwarten. Die Beteiligung von prominenten Personen des Zeitgeschehens als Täter:in oder Opfer ist ebenso ein Garant für eine beträchtliche mediale Resonanz.

Solche Medien, die in besonderem Masse auf den Publikumsgeschmack angewiesen sind, weisen in verstärktem

Masse auf diese dramatisierenden und emotionalisierenden Darstellungslogiken zurück. Daher finden wir diese Muster auch häufiger in Boulevard- und Sozialen Medien als in den Nachrichtensendungen der SRG SSR oder in anderen Qualitätsmedien.

Folgen der Kriminalitätsberichterstattung

Diese verzerrte Kriminalitätsberichterstattung ist mit individuellen und gesellschaftlichen Folgen verbunden: Die starke Fokussierung auf Gewaltverbrechen in den Medien erhöht unser Angstempfinden und unsere persönliche Risikoeinschätzung, selbst Opfer einer Straftat zu werden. Das kann sogar dazu führen, dass wir ein Vermeidungsverhalten entwickeln und uns verstärkt aus dem gesellschaftlichen Leben zurückziehen. Beteiligte, die in den Medien vorverurteilt wurden, müssen – trotz eines möglichen späteren Freispruchs durch das Gericht – mit Reputationsschäden umgehen, die zu privaten, beruflichen und gesundheitlichen Beeinträchtigungen führen können. Auf gesellschaftlicher Ebene katalysiert diese Form der skandalisierenden und verzerrten Kriminalitätsberichterstattung zwei – vor allem in den letzten Jahren an Bedeutung



«Die Beteiligung von prominenten Personen des Zeitgeschehens als Täter:in oder Opfer ist ebenso ein Garant für eine beträchtliche mediale Resonanz.»

(Beispiel-Podcast: «Dark Secrets», Der Podcast über Promis & Verbrechen)

gewinnende – Debattenschwerpunkte: Zum einen verstärkt die Fokussierung auf Delikte, die durch Ausländer:innen begangen wurden, Diskussionen um die Integrationsfähigkeit und das Ausmass an Migration. Gern werden solche Berichte auch illustrativ von Parteien für politische Forderungen genutzt. Das regelmässige Ringen um die Notwendigkeit der Nationalitätennennung in der Polizeikommunikation zwischen verschiedenen Parteienvertreter:innen kann ebenfalls als Indikator hierfür gewertet werden. Zudem trägt die Berichterstattung so zu einer verstärkten Stereotypisierung ausländischer Personen – vor allem der Männer – bei.

Zum anderen löst die Berichterstattung, die Gewaltverbrechen in den Mittelpunkt rückt, regelmässig Forderungen nach härteren Strafen aus. Diese sollen im Sinne einer Generalprävention von Straftaten abhalten. Artikelüberschriften wie «SVP will längere Haftstrafen für Vergewaltiger» (Blick, 19.12.2024) verdeutlichen die öffentliche Debatte. Andere, möglicherweise geeignetere Präventivmassnahmen, um Verbrechen sogar zu verhindern, werden damit in den Hintergrund der Diskussion geschoben.

Umgang mit Kriminalitätsberichterstattung

Angesichts dieser – teilweise gravierenden – Folgen für Einzelne und auch für die Gesellschaft, scheinen Überlegungen zum Umgang mit Kriminalitätsberichterstattung angebracht. Denkbar wären zwei Wege: Zum einen könnten Journalist:innen verstärkt für berufsethische Prinzipien wie den Schweizer Journalistenkodex sensibilisiert werden. Mit Richtlinie 8.2. wird darin unter anderem dazu aufgerufen, die ethnische oder nationale Herkunft in der Berichterstattung nur dann zu nennen, wenn diese einen Informationswert bietet und es verhältnismässig sei. Richtlinie 8.3. untersagt die sensationelle Darstellung von Opfern. In der Berichterstattung sei, laut Richtlinie 7.4. immer die Unschuldsvormutung zu wahren. Journalist:innen müssten stets sorgfältig abwägen, welche Verbrechen sie auswählen und wie sie diese aufbereiten. Eine verstärkte Kontextualisierung der berichteten Gewaltverbrechen durch Kriminalstatistiken oder Hintergrundinformationen könnte ebenfalls zu einer Versachlichung beitragen. Eine differenzierte Berichterstattung, die den Spagat zwischen Sensationslust und sachlicher Information schafft, ist entscheidend, um einerseits das Interesse der Zuschauer:innen zu wecken und andererseits ein realistischeres Bild der Kriminalitätssituation zu vermitteln. Zum anderen müsste in der Bevölkerung verstärkt Wissen über die Funktionsweise und Logiken der Medien und damit Medienkompetenz vermittelt werden: Wer sich über mögliche Mechanismen und Wirkungen der verzerrten Berichterstattung im Klaren ist, gewichtet diese auch geringer in der eigenen Meinungs- und Willensbildung. So liesse sich verhindern, dass ein verzerrtes Bild von Mord und Totschlag zu überzogenen Ängsten, politischen Fehlentscheidungen und gesellschaftlicher Spaltung führt.

Literatur

Eisenegger, M. & Ettinger, P.: Kriminalitätsberichterstattung in der Schweizer Presse, Zürich 2012

Hestermann, Thomas: Verzerrungen in der Kriminalitätsberichterstattung. Welche Delikte TV-Journalisten auswählen, wie sie Opfer idealisieren – und wie sie die Polizei darstellen, in: *SIK-Journal – Zeitschrift für Polizeiwissenschaft und polizeiliche Praxis* (4), 2017, S. 43–55, Online: http://dx.doi.org/10.7396/2017_4_D.

Hestermann, Thomas: Die Getriebenen. Immer häufiger berichten Leitmedien über ausländische Tatverdächtige und folgen damit rechtspopulistischen Deutungsmustern, in: *Neue Kriminalpolitik*, 33(1), 2021, S. 46–65.

Herausforderungen polizeilicher Medienarbeit

Die Polizei steht oft im Fokus der Öffentlichkeit und der Medien. Insbesondere bei brisanten oder aussergewöhnlichen Einsätzen besteht ein starkes Interesse an schnellen Informationen. Dies kann dazu führen, dass die Mediensprecherinnen und Mediensprecher unter erheblichem Druck stehen, frühzeitig Stellung zu beziehen, obwohl noch nicht alle Fakten geklärt sind. Adrian Gaugler, Stellvertretender Leiter Kommunikation bei der Polizei Basel-Landschaft, fasst die wichtigsten Punkte dieser Herausforderung in aller Kürze zusammen.

Von der Polizei wird erwartet, dass sie schnell kommuniziert, um Spekulationen und Gerüchten vorzubeugen. Gleichzeitig müssen die Inhalte aber sorgfältig geprüft werden, um Falschinformationen zu vermeiden. Die Balance zwischen Schnelligkeit und Genauigkeit ist daher eine grosse Herausforderung. Es dürfen nur gesicherte Informationen weitergegeben werden. Spekulationen oder nicht verifizierte Angaben können zu Fehlinformationen führen und die Glaubwürdigkeit der Polizei untergraben. All diese Punkte machen die polizeiliche Kommunikation besonders anspruchsvoll und erfordern ein hohes Mass an Professionalität und Präzision.

«Wording»

Im Ereignisfall werden sämtliche Informationen, welche kommuniziert werden,

mit dem Einsatzleiter abgesprochen. Dies stellt sicher, dass alle Informationen einheitlich, präzise und sachlich übermittelt werden. Bei der Entscheidung über das Wording spielen verschiedene Aspekte eine Rolle. So ist zum Beispiel sicherzustellen, dass die Angehörigen informiert sind, bevor die Informationen an die Öffentlichkeit gelangen. Zudem dürfen bestimmte Informationen aus ermittlungstaktischen Gründen nicht kommuniziert werden. Im Zweifelsfall sollte die Kommunikation immer mit der zuständigen internen Fachstelle abgestimmt sein. Dadurch können Fehler vermieden und eine einheitliche Sprachregelung sichergestellt werden.

Zusammenarbeit mit den Medien

Die Zusammenarbeit zwischen der Polizei und den Medien ist in der Regel professionell und von gegenseitigem Respekt geprägt. Trotzdem bestehen unterschiedliche Interessen. Während die Medien möglichst umfassend berichten möchten, muss die Polizei zum Beispiel sensible Informationen zurückhalten, um Persönlichkeitsrechte,

laufende Ermittlungen und den Ermittlungserfolg zu schützen. Zudem wollen Medien oft sofort Informationen, während von der Polizei nur gesicherte Fakten weitergegeben werden können. Das hängt sicher auch mit den sogenannten «News-Scouts» zusammen: Durch Smartphones und Social Media können Privatpersonen schnell Fotos oder Videos verbreiten. Dies erhöht den Druck auf klassische Medien, schnell zu reagieren, um nicht hinter die Echtzeit-Berichterstattung von Laien zurückzufallen. Dadurch erhöht sich natürlich auch der Druck auf die polizeilichen Medienstellen, frühzeitig offizielle Informationen bereitzustellen, um Fehlinformationen oder Spekulationen entgegenzuwirken.

Interessenkonflikte

Es muss möglich sein, dass die Medien als «vierte Gewalt» kritisch über die Polizei berichten. Es wäre problematisch, wenn die Polizei versuchen würde, die Berichterstattung zu beeinflussen oder unangenehme Themen zu unterdrücken. Umgekehrt darf die Polizei aber auch von den Medien eine faktenbasierte und wahrheitsgetreue Berichterstattung erwarten. Problematisch wird es beispielsweise, wenn Journalistinnen und Journalisten den Aufforderungen bzw. Anweisungen der Polizei nicht Folge leisten. Gerade im Zusammenhang mit Ordnungsdienst-Einsätzen kommt dies leider immer wieder vor. Abgesehen davon, dass die Journalistinnen und Journalisten sich selbst in Gefahr bringen und den Polizeieinsatz stören, geht dadurch der gegenseitige Respekt und das Vertrauen verloren.

Eine der grössten Herausforderungen ist sicher auch, dass die polizeiliche Kommunikation neutral bleiben muss. Bewertungen oder Meinungen sind unzulässig, da eine objektive und sachliche Haltung gewahrt werden muss. Dies ist besonders wichtig in sensiblen Fällen, um Vorverurteilungen zu verhindern und keine Missverständnisse zu erzeugen.

Autor

Adrian Gaugler

Stv. Leiter Kommunikation / Leiter externe Kommunikation, Polizei Basel-Landschaft



«Was ist so schön an Mord und Totschlag, Frau Garde?»

Die Kriminalfilmreihe «Tatort», die seit 1970 ununterbrochen läuft, ist mit über 1200 Folgen eines der dienstältesten und erfolgreichsten Formate im deutschsprachigen Fernsehen überhaupt: Der Krimi am Sonntagabend um 20 Uhr 15 ist für Millionen Menschen zu einem Ritual geworden. Regisseurin und Drehbuchautorin Claudia Garde, die mittlerweile bei dreizehn «Tatorten» Regie geführt hat, versucht zu erklären, warum das so ist, und gibt im Interview einen kleinen Einblick hinter die Kulissen.

Frau Garde, seit rund 25 Jahren arbeiten Sie als Regisseurin überwiegend im Kriminalfilm-Genre, darunter sind zahlreiche «Tatort»-Folgen. Was interessiert Sie an der Kriminalität, die dort gezeigt wird? Was ist das Reizvolle an «Mord und Totschlag»? Hat sich Ihr Blick darauf geändert im Lauf der Zeit?

Ich weiss ehrlich gesagt nicht, ob ich mich überhaupt für die Kriminalität interessiere, die in meinen «Tatorten» beschrieben wird. Die meisten Verbrechen sind ja die Konsequenz eines vorausgegangenen Dramas. In den seltensten Fällen haben wir es im «Tatort» mit kaltblütigem Mord oder wahren Psychopathen zu tun, wie bei einem «Kai Korthals» (gespielt von Lars Eidinger), der dem Kieler «Kommissar Borowski» (gespielt von Axel Milberg) in gleich drei Folgen das Leben zur Hölle macht. Hier – und auch schon in vorherigen Zusammenarbeiten – hat mich Sascha Arango, der Autor, allerdings mit seiner Faszination für den psychopathischen Straftäter angesteckt. Wie und wann wird ein Mensch «böse», und ist er dann immer gleich auf allen Ebenen böse, oder ist das nur ein Teil von ihm? Ist einem solchen Menschen überhaupt

bewusst, dass er Böses tut, oder ist es nur die logische Konsequenz aus dem, was er erlebt und wie er das in seiner irritierten Psyche interpretiert hat? Bekämpft er in seinem Verständnis nicht sogar seinerseits «das Böse»? Das ist ein sehr weites und sehr spannendes Feld an Fragen, das sich bei jedem Film wieder neu eröffnet.

Aber mein Blick auf Krimis hat sich im Laufe der Jahre in dem Sinne verändert, dass ich viele Fälle wirklich



ARD-Werbung für den Tatort «Restschuld»

an den Haaren herbeigezogen finde. Die Erfahrung sagt zwar, dass alles, was die Fantasie ausspuckt, auch im wahren Leben passieren kann. Den monströsesten Fällen liegt oft eine komplexe Planung zugrunde, und auch die Vertuschungsversuche sind meist sehr komplex. Aber genau das muss dann in einem Krimi auch gut und psychologisch richtig hergeleitet und recherchiert werden. Das ist in meinen Augen oft nicht der Fall.

Im Kriminalfilm gibt es ganz verschiedene Abstufungen von Realitätsnähe. Manche Krimis sind ernst und auch ernstgemeint, manche haben experimentellen Charakter, andere haben märchenhafte Züge, einige streifen das Klamottenhafte. Welche Sorte ist Ihnen am liebsten und warum?

Ich kann das gar nicht so genau sagen. Manchmal kann eine groteske Form die Realität besser beschreiben als Pseudorealismus. Filmisch gesehen, bin ich ein Fan der Überhöhung, aber das muss auch das Drehbuch hergeben. Man muss Metaphern und Bilder finden für das, was vielleicht in seiner Grausamkeit auf realer Ebene gar nicht auszudrücken ist. Ich habe inzwischen 13 «Tatorte» gedreht und würde sagen, dass vom Märchen bis zum Sozialdrama alles dabei war. Und genau das ist der große Spass beim «Tatort»: Man ist in der Form weitestgehend frei. Das gibt es bei keinem anderen Format im Fernsehen. Nicht mal im Kino.

Tragen Kriminalkomödien dazu bei, Kriminalität zu verharmlosen? Können umgekehrt realitätsnahe Darstellungen von Gewalttaten und Grausamkeiten zu Abstumpfung und Verrohung beim Publikum führen? Was könnte ein positiver, im besten Fall aufklärerischer und präventiver Aspekt der Darstellung von Kriminalität sein? Wie sollte Kriminalität am besten dargestellt werden und wie nicht? Gibt es seitens der TV-Sender bestimmte Vorgaben und «rote Linien»? Haben Sie eigene «rote Linien»?

Die roten Linien werden immer wieder



Regisseurin und Drehbuchautorin Claudia Garde an einem Filmset in Venedig (2024)

neu evaluiert. So gibt es auch manchmal Ereignisse im wahren Leben, die so dramatisch an einen Krimi heranrücken, dass man entscheidet, den Krimi vorerst nicht auszustrahlen, um ohnehin entstandene Traumata nicht noch zu vertiefen. Zum Beispiel bei Attentaten. Andererseits können Zuschauer auch ihre Ängste beim Schauen von Krimis abbauen oder gemeinsam reflektieren. Im deutschsprachigen Raum scheint das ein besonderes Anliegen zu sein, obgleich «Crime» überall auf der Welt wahnsinnig beliebt ist. Ich denke allerdings auch, dass durch die Vielzahl an Krimis eine Wahrnehmungsverchiebung der Gesellschaft stattfinden kann, im Guten wie im Schlechten. Viele Zuschauer und Zuschauerinnen sind der Überzeugung, dass Verbrechen wie im «Tatort» und anderen Krimis im wahren Leben in der gleichen Schlagzahl auftreten. Aber das entspricht meiner

Kenntnis nach nicht der Realität. Andererseits gibt es die Kriminalkomödien, die auf herrliche Art und Weise den Erfindungsreichtum der Verbrecher zeigen. Meistens handelt es sich da nicht um Kapitalverbrechen, sondern um harmlosere Delikte, bei denen wir dem Täter den Erfolg durchaus gönnen: Der «kleine Mann» bekommt durch seine Gesetzesübertretung endlich das, was ihm eigentlich auch zusteht. Das ist dann der Robin-Hood-Effekt. Die Menschen lieben das.

Die Masse von Beiträgen mit Bezug zu Kriminalität scheint in sämtlichen Medien so gross wie noch nie: True-Crime-Dokus, -Podcasts und -Blogs, sogar im täglichen TV-Boulevard, Krimiserien aller Art im Vorabend- und Abendprogramm, Serienkiller-Mehrteiler bei Streamingdiensten usw.: Überall schwerste Kriminalität zur

Unterhaltung in einer Zeit, in der auch reale Kriegsverbrechen, Massaker und Terroranschläge an der Tagesordnung sind. Wie passt das zusammen?

Was die Darstellung von Gewalt im Film angeht, denke ich, dass wir da sehr genau hinschauen müssen. Deutsche Krimis sind da in meinen Augen noch gut unter Beobachtung. Aber auf dem internationalen Markt sieht das anders aus. Ich denke durchaus, dass viele junge Menschen Schwierigkeiten haben, ein Unrechtsbewusstsein aufzubauen, bei all dem verharmlosenden Umgang mit Gewalt in Video Games, aber auch in Serien, Filmen, Podcasts etc.

In Ihrem «Tatort» «Restschuld» (Drehbuch: Karlotta Ehrenberg), der am 5. Januar als erster «Tatort» dieses Jahres zu sehen war, geht es um die Tötung eines Geldeintreibers und eine Reihe von möglichen Tätern und Täterinnen,

die alle in der gleichen Situation sind: Sie sind finanziell am Ende. Diese Tatsache wird als wahrscheinliches Motiv angesehen, doch es werden auch die Zusammenhänge und Hintergründe für die jeweilige prekäre Situation beleuchtet, so dass man den Eindruck erhält, dass in diesen Hintergründen ebenfalls viel Kriminalität steckt. Sollte in einer Gesellschaft, in der z. B. Geschäftsmodelle möglich sind, bei denen die einen ausgebeutet und die anderen reich und superreich werden können, vielleicht auch der «Tatort» allgemein verstärkt den Blick auf politische und wirtschaftliche Hintergründe richten?

Ich persönlich bin ein sehr politischer Mensch, und ich versuche, diese Ebene auch in meine Filme einzubringen, solange es ein Stoff zu lässt. Der «Tatort» ist für viele Menschen ein Spiegel der Gesellschaft, in der wir leben. Viele Zeitungen nehmen vor oder nach der Ausstrahlung einen Reality Check vor. Daran sehen wir, dass wir gerade mit diesem Format sehr tief in die Gedanken- und Gefühlswelt vieler Menschen vordringen können. Bei «Restschuld» war es erschütternd zu erfahren, wie viele Menschen sich hier identifizieren konnten. So kann also ein Film wie dieser Tatort durchaus zu einer Debatte anregen oder

zumindest dabei helfen, ein Bewusstsein für die Problematik zu entwickeln. Es ist dann an den Zuschauern, wie sie damit umgehen. Die einen fühlen sich vielleicht zum ersten Mal verstanden, die anderen werden wütend und vielleicht sogar aggressiv. Grundsätzlich sind Filme dazu angetan, Menschen emotional zu berühren. Als ich jung war, habe ich geglaubt, Filme könnten die Welt verändern. Das hat sich ein wenig abgeschwächt, aber ich denke, sie sind ein wichtiger Bestandteil unserer Kultur und helfen Menschen, Dinge zu verarbeiten.

(Die Fragen stellte Volker Wienecke.)

True Crime – always true? «Wahre Verbrechen» zur Unterhaltung

True Crime boomt, und ein Ende des Trends ist nicht in Sicht. Angefangen hat der Boom in den digitalen Medien, längst ist er im Analogen angekommen: Es gibt Magazine und Bücher mit riesigen Auflagen und Merchandise zu beliebten Sendungen, sogar True-Crime-Shows, bei denen die Hosts beliebter Podcasts auf Live-Tournee gehen und das Publikum mitraten und -urteilen lassen. Krimi-Expertin Sonja Hartl sucht Gründe für dieses Phänomen und zeigt, dass auch hier längst nicht alles «wahr» ist, was so genannt wird.

Autorin

Sonja Hartl

ist freie Journalistin mit den Schwerpunkten Kriminalliteratur und -film. Sie ist u.a. Jurymitglied für den Deutschen Krimipreis.



Das Interesse an wahren Verbrechen ist nicht neu – neu ist aber das Ausmass und die Verfügbarkeit verschiedenster Formate. Seit Ende 2014 der Podcast «Serial» und die Netflix-Serie «Making a murderer» den Hype neu entfacht haben, ist mittlerweile die Anzahl der Produktionen unüberschaubar. True Crime ist mittlerweile so gross, dass verschiedenste Produktionen nebenein-

anderstehen: ausbeuterische neben aufklärerischen, voyeuristische neben erkenntnisreichen – manchmal sogar innerhalb derselben Reihe. Deshalb lässt sich True Crime auch nicht eindeutig definieren, aber es lassen sich Gemeinsamkeiten finden, die unterschiedlich ausgeprägt auftreten. In jedem Fall müssen die zugrundeliegenden Verbrechen wahr, also wirklich passiert sein. Damit wird ein vermeintlich klares Verhältnis zwischen Fiktion und Wirklichkeit suggeriert, das aber nicht existiert. Kein True-Crime-Format präsentiert lediglich Fakten. Vielmehr werden Fakten in eine Erzählung überführt, sie werden fikionalisiert. Ihre Bedeutung wird betont, übertrieben, heruntergespielt, sie werden interpretiert. Eine Erzählung wird konstruiert, und innerhalb des Aufbaus orientieren sich viele True-Crime-Formate an der Erzählstruktur populärer Kriminalromane: Der Ablauf wird im Nachhinein chronologisch rekonstruiert. Zuerst wird eine Tat begangen, dann werden Beweise gesammelt bzw. wiedergegeben, Zeug*innen und Verdächtige treten in Erscheinung. Schliesslich wird der Fall gelöst, oftmals von Ermittler*innen, deren Arbeit in True-Crime-Formaten – anders in vielen deutschsprachigen Kriminalromanen – durchaus auch mal angezweifelt wird.

Weil sich True-Crime-Formate sowohl faktualer als auch fiktionaler Mittel bedienen, ist bei True Crime – ähnlich wie beim Dokumentarfilm – vor allem die Rezeptionshaltung wichtig: Entscheidend ist, dass das Publikum die Erzählung als wahr versteht. Doch diese Haltung kann beeinflusst werden: Durch Paratexte etwa, also Titel, Genrezuordnungen oder auch Marketing. Beispielsweise durch den Zusatz: «True-Crime-Serie». Oder auch: «Basierend auf einer wahren Geschichte.» Allerdings ist nicht jedes Erzählen von wahren Verbrechen gleich True Crime. Ein paar Beispiele:

Wirtschaftliche Wahrheiten – Isabelle Lehn «Die Spielerin»

Ein Artikel des investigativen Journalisten Sandro Mattioli hat die Schriftstellerin Isabelle Lehn zu ihrem Roman «Die Spielerin» inspiriert. Darin erzählt



Roman «Die Spielerin» von Isabelle Lehn

er von der spektakulär gescheiterten Übernahme des Deutschen Depeschendienstes durch einen vermeintlichen Erben der Bitburger-Brauerei. Im Roman steht nun eine Frau – stets nur «A.» genannt – vor Gericht. Ihr wird eine Schlüsselrolle bei der Übernahme vorgeworfen. Sie aber schweigt. Stattdessen erzählen verschiedene Personen von A: ihr Vater, ihre Kollegen, ein Journalist, der den Prozess beobachtet – allesamt Männer.

Nach und nach lassen sich so einige Eckpunkte ihres bisherigen Lebens zusammensetzen. Man taucht aber – anders als in vielen True-Crime-Formaten – nicht in das «Seelenleben» der Täterin ein. Ganz im Gegenteil: Auch am Ende dieses Romans lässt sich kein

vollständiges Bild von A. zusammensetzen. Ihre Motive werden nicht er-, ihr Handeln wird nicht begründet. Stattdessen erfährt man, wie sie bei ihrer Arbeit in der Investmentabteilung einer deutschen Bank in Zürich in den 1990er Jahren gelernt hat, wie man Geld waschen, vermehren, beiseiteschaffen und umetikettieren kann. Und dass sie ihre grösste Stärke erkannt hat: Sie kann immer die sein, die die Männer um sie herum in ihr sehen wollen: ein Objekt der Begierde oder auch einfach unsichtbar, wenn es sein muss. Sie nutzt den männlichen Blick: Sie weiss genau, dass Männer nicht wahrnehmen, was mit ihren Erwartungen an sie nicht übereinstimmt.

Dieses Nicht-Sehen ist das Erzähl- und Strukturprinzip des Romans. Von Anfang an gibt es eine weitere Erzählinstanz: ein «Wir», das lange nicht eindeutig zuzuordnen ist. Es erinnert an einen Chor, der alles kommentiert, aber es ordnet auch das Material. Dieses Wir zieht im Hintergrund die Fäden. Dieses Wir – so wird schliesslich klar – ist die kalabrische Mafia. Sie nämlich hat ebenfalls erkannt, dass A. ständig unterschätzt wird. Und sie hat viel Geld aus dubiosen und illegalen Quellen, das gewaschen werden muss.

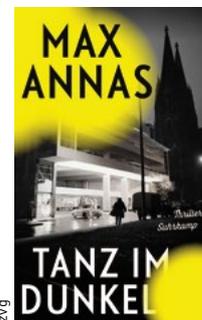
Es ist eine sensationelle Geschichte, die hinter diesem Roman steckt. Und sie ist literarisch spektakulär raffiniert erzählt. Aber der Roman macht aus dem Verbrechen, macht aus der Täterin kein Spektakel. Es fehlen gängige True-Crime-Zutaten: Es gibt keine Ermittler*innen. Der Verlauf des Gerichtsprozesses wird nur indirekt wiedergegeben. Wichtig ist etwas anderes: Dass auch Frauen aus eigenem Antrieb Verbrechen begehen. Und dass entgegen einem weitverbreiteten Glauben das organisierte Verbrechen nicht nur Teil des kapitalistischen Systems ist, sondern auch in Deutschland aktiv ist.

Historische Wahrheiten – Max Annas' «Tanz im Dunkel»

Bei Max Annas' Kriminalroman steht der wahre Fall am Ende: Am 24. Dezem-

ber 1959 wurde die wenige Wochen zuvor wiedereröffnete Kölner Synagoge mit einem Hakenkreuz beschmiert. Annas erzählt aber nicht die Vorgeschichte zu diesem Vorfall, sondern er bettet ihn in ein Porträt der Stadt Köln im Jahr 1959 ein. Da versucht der 19-jährige Adi herauszufinden, warum jemand seinen Kollegen auf dem Rückweg von einer Demo gegen Wiederbewaffnung absichtlich überfahren hat. Da will ein Kommissar vor seinem Ruhestand noch einen letzten Fall aufklären. Und da ermordet ein namenloser Rächer Menschen aus seiner Vergangenheit.

Max Annas erzählt von einer Stadt, in der Personen, die in den Nationalsozialismus verstrickt waren, weiterhin oder wieder Richter, Arzt, Priester oder Polizist sind. In der auch immer noch die leben, die sich damals durchgemogelt haben. Und solche, die zu jung sind, um genau zu wissen, was damals alles passiert ist. Und schliesslich die, die immer noch Nazis sind und eine neue «Machtergreifung» planen. Dass am Ende dieses Hakenkreuz steht, dieser Verweis auf einen wahren Vorfall, der damals international so viel Aufmerksamkeit bekam, dass Adenauer sich zu einer Stellungnahme gezwungen sah, und der für eine Welle an Nazi-Schmierereien, aber auch für antifaschistische Proteste sorgte, verstärkt bei aller literarischen Bearbeitung die Glaubwürdigkeit des Geschehens.



Roman «Tanz im Dunkel» von Max Annas

«Tanz im Dunkel» erzählt daher nicht nur von der Kontinuität, dass es auch nach 1945 noch Nazis in Deutschland gab – auch im Rheinland, das stets mit dem Mythos aufwartete, der Katholizismus habe dafür gesorgt, dass der

Nationalsozialismus nicht so verbreitet gewesen sei. Vielmehr kommt eine weitere Kontinuität hinzu, über die zu lange zu wenig gesprochen wurde: die des Wegesehens und Nicht-wahr-haben-Wollens. Noch vor dem Hakenkreuz an der Synagoge wird ein anderes auf einer Fabrikmauer entdeckt. Als Adis Freundin das bei der Polizei anzeigen will, sagt der Polizist einfach, so etwas dürfe es nicht geben – und könne deshalb auch nicht wahr sein! Es geht um ein allgemeines Wegsehen, das schmerzlich an die Gegenwart erinnert.

Beide Romane würden auch als rein fiktionale Geschichten überzeugen. Dass die genannten Taten wahr sind, verankert sie jedoch stärker in der Realität. Es wertet ihre Aussagen auf. Das ist wichtig. Denn diese Romane machen, was gute (Kriminal-)Erzählungen machen sollten: Sie verweisen anhand eines Verbrechens auf zugrundeliegende gesellschaftliche Probleme.

Polizeiarbeit im Fokus

Auch die SWR-Serie «Spuren» basiert lose auf einem wahren Fall und ist sehr frei an das Sachbuch «Soko Erle» von Walter Roth angelegt. Darin erzählt der ehemalige Polizist von einem Mordfall in Südbaden: Eine Joggerin verschwand während ihrer Laufrunde und wurde vier Tage später tot aufgefunden. Die wochenlange Arbeit der Soko führte zu der Festnahme und Verurteilung des Täters, der noch mindestens eine weitere Frau ermordet hatte.

In der Serie zeichnen die Drehbuchautor*innen Robert Hummel und Martina Mouchot die tatsächlichen Ermittlungen nach, aber die Ermittler*innen und ihr Hintergrund sind frei erfunden. Die Handlungsorte sind fiktiv, die Reihenfolge der Mordfälle wurde verändert, die Opfer und die Familien verfremdet. Dazu verzichtet die Serie auf zentrale True-Crime-Erzählmuster: Es geht nicht um die Täter. Die Opfer und ihre Angehörigen spielen weit überwiegend nur in Relation zu der Arbeit der Polizei eine Rolle. Ihre Ermittlungsarbeit steht im Mittelpunkt – der Titel verweist bereits



SWR/Luis Zeno Kühn

Die SWR-Serie «Spuren» basiert lose auf einem wahren Fall und ist sehr frei an das Sachbuch «Soko Erle» von Walter Roth angelegt.

darauf: Es geht um die Spuren. Wie sie entdeckt, aus- und bewertet werden, wie sie die Ermittlungen bestimmen. Eine grossartige Sequenz verdeutlicht das: Es gibt bald ein zweites Opfer, es wird am Ufer eines Flusses gefunden. Tagelang untersuchen Polizist*innen die hochgewachsenen Pflanzen am Flussufer. Jeder einzelne Halm, jedes einzelne Blatt wird mit einer Lupe inspiziert. Langsam und akribisch. Daraus entsteht die Spannung – denn unweigerlich wünscht man ihnen einen Erfolg.

«Spuren» zeigt, dass eine Serie, dass eine Kriminalerzählung spannend sein kann, ohne die Perspektive des Täters einzunehmen oder schockierende Bilder der Opfer zu zeigen. Damit treffen auch zwei Hauptkritikpunkte an True Crime nicht mehr zu: Dem Täter wird nicht abermals Aufmerksamkeit geschenkt, das Leid der Opfer und Angehörige nicht abermals ausgeschlachtet. Die Serie indes setzt auf ungemein spannende Sachlichkeit: Die nüchterne Bildsprache passt zu dem Schauspielstil, mit dem die Rollen ausgefüllt werden. Dadurch wirkt es, als sähe man tatsächlich Polizist*innen bei der Arbeit zu. Sie sind von dem Fall betroffen – aber nicht persönlich verwickelt. Umgekehrt werden sie von ihrem Privatleben auch nicht bei der Arbeit beeinflusst. Obwohl in dem fiktiven Ort, in dem die Serie spielt, jeder jeden kennt, die Ermittler*innen hier leben, teilweise sogar aufgewachsen sind. Daher hadert der Polizist Bernd (gespielt von Boži Kocevski) spürbar mit dem Führungsstil seiner Vorgesetzten und ist überzeugt, dass niemand aus dem Dorf etwas mit der Tat zu tun hat.

Aber er sabotiert die Ermittlungen nicht, sondern macht einfach seine Arbeit besonders gründlich.

Verzicht aufs Spektakel

Die Serie «Spuren» ist ungemein nah an der Realität, ohne zu behaupten, sie erzähle die einzig wahre Version eines Falls. In «Die Spielerin» ist man der Täterin kaum nähergekommen, in «Tanz im Dunkel» sind die Hakenkreuzschmierer die uninteressantesten Figuren. Die Verbrechen sind hier keine unterhaltsamen Rätsel, die gelöst werden müssen, die Handlungen des Täters werden nicht nachempfunden, das Leid der Opfer und ihrer Angehörigen nicht ausgebeutet. Mit klugen Erzählperspektiven, einer ausgefeilten Erzählstruktur, nüchterner Bildsprache nehmen sie wahre Verbrechen und erzählen letztlich etwas über die Welt.

Es wird viel darüber diskutiert, warum True Crime so erfolgreich ist. Ein Grund: Reine Fiktion reiche nicht mehr als Nervenkitzel aus. Indem klar sei, dass die Verbrechen tatsächlich passiert seien, werde er gesteigert. Das unterstreicht, dass es zumindest in der Rezeption von True Crime auch um das Spektakel geht: das Spektakel des wahren Verbrechens. Erzählungen über Verbrechen – wahr oder fiktiv – sind aber kein unschuldiges Vergnügen. Sie beeinflussen, wie wir kulturell über Kriminalität, über Täter und Opfer denken und sprechen. Welche Verbrechen auf welche Art und Weise thematisiert werden. Was erzählt wird – und was lieber nicht. Zumindest in den genannten Beispielfällen scheint man sich dieser Verantwortung bewusst zu sein.

Hybristophilie – Die Liebe zum Verbrecher

Wenn in den Medien über Mörder und Vergewaltiger, über Serienkiller und Amokläufer berichtet wird, reagiert der Grossteil des Publikums vermutlich eher mit Entsetzen über die Verbrechen und mit Mitgefühl für die Opfer. Eine kleine Gruppe von Menschen jedoch fühlt sich auf sonderbare Art zu den Tätern hingezogen, verliebt sich sogar in sie und sucht nicht selten auch den realen Kontakt mit ihnen. In seinem Beitrag geht der Psychiater Thomas Knecht der interessanten Frage nach, warum das so ist.

Eines der verstörendsten Phänomene im Bereich der Seelenkunde ist die Hybristophilie. «Hybristes» ist das griechische Wort für Verbrecher, «Philia» steht für Freundschaft oder Liebe. Somit reiht sich die Hybristophilie in die Reihe abnormer erotischer Neigungen («Paraphilien») ein, so wie etwa Pädophilie, Zoophilie und ähnliche. In Anlehnung an das bekannte US-Verbrecherpaar aus den 30er Jahren wird auch vom «Bonnie-and-Clyde-Syndrom» gesprochen.

Besonderes Aufsehen erregt dieses rätselhafte Phänomen, wenn Berichte über prominente Fälle den Weg in die Öffentlichkeit finden. Männiglich stellen sich dann Fragen wie: Warum erhält ein Massenmörder wie Anders Breivik korbweise Liebesbriefe und Heiratsanträge von weiblichen Verehrerinnen? Warum waren die Gerichtssäle voller



Eric Harris und Dylan Klebold auf dem Bild einer Überwachungskamera an der Columbine High School

entzückter «Groupies», als sich Charles Manson vor Schranken verantworten musste? Sogar die juvenilen Amokläufer Harris und Klebold von der Columbine-Highschool (Littleton) haben eine regelrechte Fangemeinde, welche sich die «Columbiners» nennt.

Bad-Boy-Syndrom

Ähnliche Phänomene sind indessen auch abseits von den grossen Medienspektakeln beobachtbar: Dazu gehört sicher das «Bad-Boy-Syndrom», welches gewöhnlich dann zitiert wird, wenn eine Frau unverständlicherweise eine Bindung zu einem männlichen Subjekt

eingeht, welches dem sozialen Umfeld als besonders hart, dominant, selbstsicher und abgebrüht vorkommt und evtl. sogar kriminell ist. Von den besorgten Bezugspersonen der Frau wird dann regelmässig eine ungünstige Prognose für diese Beziehung gestellt, welche sich nicht selten bewahrheitet.

Diese fatale Attraktion dubioser Subjekte auf gewisse Frauen ist nicht ganz einfach zu erklären. Plausibler erscheint uns doch die weit verbreitete Neigung vieler Frauen, ein «gute Partie» zu machen, das heisst, auf der sozialen Stufenleiter möglichst nach oben zu heiraten. Dieses auch als «Hypergamie» etikettierte Verhalten erscheint denn auch grundvernünftig, lässt sich doch im privilegierten Milieu leichter eine Familie durchbringen.

Nun entsprechen aber die in Frage stehenden Bad Boys nicht durchgehend dem Typus des Traumschwiegersohnes, weshalb wir bei unserem Erklärungsversuch noch tiefer schürfen müssen. Dabei ist zu bedenken, dass Sexualverhalten mit allem, was dazugehört (Partnerpräferenzen, Balzverhalten etc.) keine moderne Errungenschaft ist; vielmehr reichen seine Wurzeln weit in den vormenschlichen Bereich zurück, sind also unendlich viel älter als Denkkategorien wie Recht, Sitte und Moral.



Der «Bad Boy» wird vom sozialen Umfeld als besonders hart, dominant, selbstsicher und abgebrüht wahrgenommen.

Autor

Dr. med.

Thomas Knecht

Forensischer
Psychiater. Bis 2023
Leitender Arzt im
Psychiatrischen
Zentrum AR Herisau.



Schon beim steinzeitlich lebenden Menschen müssen wir von einer deutlich anders gearteten Mentalität ausgehen. Gilt heute so gut wie überall in der zivilisierten Welt ein Tötungsverbot, so herrschten diesbezüglich in grauer Vorzeit, als das tägliche Leben von Stammesfehden und Raubzügen geprägt war, etwas andere Verhältnisse: In der traditionellen Stammesgemeinschaft erhöhte es den Status eines Mannes, wenn er im Überlebenskampf zahlreiche Tötungen begangen hatte, was auch seine Chancen am Partnermarkt erhöhte. So wurden Trophäen wie etwa Skalps auch zur Erhöhung der Attraktivität gesammelt.

Blutrünstige Helden

Auch fällt auf, dass mythische Helden gestalten oftmals Blut an ihren Händen haben (vgl. Wilhelm Tell, Achilles, David), was auch für viele historische Helden wie Alexander den Grossen, Dschingis Khan und Mohammed gilt. Ein krasses Beispiel liefert Ismail der Blutrünstige (1672–1727), seines Zeichens Sultan von Marokko, welcher nicht nur 30 000 Menschen eigenhändig umgebracht, sondern auch 888 Söhne gezeugt haben soll.

So kann es nicht erstaunen, dass Mörder bis heute den höchsten Rang in der Häftlingshierarchie bekleiden, während die Kindmissbraucher auf der untersten Stufe stehen. Der hochrangige Mann, das nehmen wir einmal so zur Kenntnis, hat also Vorfahrt bei der Fortpflanzung, egal worauf seine Hochrangigkeit beruht. Für Frauen gilt das nicht im selben Masse. Sie haben ausgewogenere Fortpflanzungschancen, umso mehr als ihre Fruchtbarkeitsperiode kürzer ist als diejenige der Männer, was den Konkurrenzdruck auf diese noch erhöht. Deshalb müssen Frauen nicht auf derart risikoreiche Strategien zurückgreifen, um zum Fortpflanzungserfolg zu kommen. Männer, welche nicht leer ausgehen wollen, müssen sich dagegen stärker profilieren, was auch bedeutet, grössere Wagnisse einzugehen.



Ismail der Blutrünstige (1672–1727), welcher nicht nur 30 000 Menschen eigenhändig umgebracht, sondern auch 888 Söhne gezeugt haben soll.

Es ist indessen nicht nur die kriminelle Energie, welche die Attraktivität des Delinquenten ausmacht. So scheint es ihm zumindest nicht an sexueller Erfahrung zu fehlen, ist es doch hinlänglich bekannt, dass Personen mit dissozialem Einschlag ihre sexuellen Aktivitäten früher starten als andere. Auch die Zahl der Partnerinnen erscheint überdurchschnittlich, weshalb das diagnostische Kriterium Nr. 3 aus dem diagnostischen Manual ICD-10 von der WHO folgendermassen lautet: «Unfähigkeit zur Aufrechterhaltung dauerhafter Beziehungen, obwohl keine Schwierigkeit besteht, sie einzugehen.» Die bekannte «Psychopathy Checklist-Revised» (PCL-R) von Robert D. Hare spricht beim Kriterium 11. von «Promiskuität» und «zahlreichen eheähnlichen Beziehungen». Ein unkomplizierter Einstieg in eine Mann-Frau-Beziehung und eine gewisse sexuelle Routiniertheit sind demnach Kompetenzen, welche die Entstehung solcher Beziehungen zusätzlich begünstigen können.

Die «dunkle Triade»

Wer die «Psychopathy» anspricht, muss fast zwangsläufig auch die «Dunkle Triade» ins Spiel bringen, welche als weitere Charakterzüge auch noch den «Narzissmus» und die «Macchiavellische Intelligenz» umfasst. Damit stehen wir vor einem Dreigestirn von Wesenseigenschaften, welche bei Bad Boys gehäuft nachweisbar sind, ob es sich nun um Strassenschläger oder «Weisskragen-Kriminelle» handelt.

«Narzissmus» bedeutet im positiven Sinne auch gesteigertes Selbstbewusstsein, was gewöhnlich gut ankommt, im Negativen aber auch ausbeuterische Tendenzen, welche Gift für Beziehungen sind. Vor allen Dingen wird dem grandiosen Narzissten das komplexe Wesensmerkmal des «Charismas» zugesprochen. In der Theologie bedeutet dies eine Gnadengabe, welche von Gott kommt. In der Psychologie ist damit eine schwer fassbare Form von Ausstrahlung gemeint, welche geeignet ist, gewisse Personen sogleich in ihren Bann zu schlagen. Von den verschiedenen Versuchen, dieses Phänomen in griffigere Komponenten zu zerlegen, überzeugt mich derjenige des deutschen Soziologen Dieter Goetze (1977) am meisten: Nach seiner Analyse bestehen die fünf Ingredienzien des Charismas aus den Eigenschaften «erstaunlich» (mirum), «respekteinflössend» (tremendum), «(erotisch) faszinierend» (fascinans), «imposant» (maiestas) und «energiegeladen» (energeticum).

Faszination des Bösen

Mittlerweile gilt sogar als erwiesen, dass Charisma einen starken Einfluss auf den Stirnlappen anderer Menschen ausübt, eine Hirnstruktur, welche u.a. für Urteilsvermögen und kritisches Denken zuständig ist. Allerdings darf nicht ignoriert werden, dass Charisma auch eine soziale Tarnkappe sein kann, hinter der sich u.U. negative Charakterzüge wie Selbstsucht, Gemütskälte, Gewalttätigkeit und Skrupellosigkeit verbergen können. So darf es nicht erstaunen, dass etliche Frauen das

kriminelle Naturell ihres Lovers ausblenden und diesen als «unschuldig Verfolgten» unter ihre Fittiche nehmen wollen. In diesem Zusammenhang wird gerne vom «Helfersyndrom» gesprochen. Der österreichische Psychiater Reinhard Haller unterschied gestützt auf solche Beobachtungen sogar drei Typen von Hybristophilen: Neben der klassischen Form, welche angesichts der urwüchsigen Stärke Hingabe und Sicherheitsgefühle empfindet, gebe es noch die «Retterinnen», welche den Verstossenen der Gesellschaft kraft ihrer Liebe auf den rechten Weg bringen möchten, sowie die «Seelenforscherinnen», welche sich vom Bösen faszinieren lassen und so ihre eigenen seelischen Abgründe besser verstehen wollen. Allen drei Typen sei es jedoch gemeinsam, dass sie zur Bagatellisierung der realen Verbrechen ihrer Partner neigen würden.

Auch wenn solche Beziehungen von der sozialen Umgebung gewöhnlich eher skeptisch gesehen werden, so gibt es doch auch kontextuelle Faktoren, welche eine solche Liebschaft begünstigen: Es ist meistens der Mann, der hinter Gittern fest sitzt, währenddem die Frau das mobile Element verkörpert. Damit übt sie naturgemäss mehr Macht und Kontrolle über das Beziehungsgeschehen aus, als dies unter freien Bedingungen der Fall wäre. Sie ist also diejenige, welche Frequenz, Dauer und Intimitätsgrad der persönlichen Kontakte steuern kann, was für sie neben den unausweichlichen Einschränkungen auch ein erhöhtes Mass an Sicherheit und Freiheit mit sich bringt. Dies kann wesentlich zum Komfort beitragen, welcher eine solche Beziehung trotz der u.U. unstillen Wesensart des Partners lebbar macht.

Im Zeitalter der Gleichberechtigung sei noch folgende Anmerkung erlaubt: So wie in Literatur, Film und Leben die «Femme fatale» als männermordender Vamp den arglosen Männern zum Verhängnis wird, so wird der Bad Boy mit kriminellem Hintergrund leicht zum «Homme fatal» für vulnerable Frauen.

Neue Strukturen bei der SKP

«Unsere Prävention schützt die Gesellschaft vor Kriminalität – weitsichtig, wirksam und vernetzt»: Mit dieser Vision hat die Schweizerische Kriminalprävention (SKP) zusammen mit allen Kommissionsvertreterinnen ihre Arbeit in den neuen Strukturen als interkantonale Fachstelle der KKJPD (Kantonale Konferenz der Justiz- und Polizeidirektorinnen und -direktoren) aufgenommen.

Um die SKP als zentrale Drehscheibe der Kriminalprävention in der Schweiz zu stärken und bestehende Strukturen effizienter zu gestalten, wurde in den letzten zwei Jahren ein Zwei-Stufen-Modell erarbeitet. Dieses sieht eine klare Trennung zwischen politischer Führung und operativer Steuerung vor.

Politische Führung durch die Leitungs-kommission

Die SKP wird neu durch eine Leitungskommission politisch geführt. Diese setzt sich aus zwei Vertreterinnen der KKJPD zusammen. Zudem sind die KKPKS (Kantonale Konferenz der Polizeikommandantinnen und -kommandanten der Schweiz) mit zwei Sitzen sowie die VSKC (Vereinigung der Schweizerischen Kriminalpolizeichefs), die SVSP (Schweizerische Vereinigung der Stadtpolizeikorps) und das Fedpol mit jeweils einem Sitz vertreten. Damit wird die strategische Steuerung der SKP innerhalb dieses Gremiums sichergestellt.

Operative Steuerung durch die Technische Kommission

Die bisherige Fachkommission wurde durch die neue Technische Kommission ersetzt. Sie setzt sich aus zwei Vertreter(inne)n der Polizeikonkordate sowie Vertreter(inne)n der Kantonspolizei und der Stadtpolizei Zürich zusammen. Zusätzlich sind die VSKC, das Fedpol und die SKMP (Schweizerische Kommission der Medienbeauftragten der Polizeikorps) in diesem Gremium vertreten. Die Technische Kommission begleitet die SKP von der Planung bis zur Umsetzung und arbeitet auf Grundlage einer formellen Geschäftsordnung.

Mit dieser neuen Struktur wird die Kriminalprävention in der Schweiz an die wachsenden Herausforderungen angepasst – insbesondere im Bereich der Cyberkriminalität und Gewaltprävention. Auch die politische Leitung misst der Prävention grosse Bedeutung bei: Die KKJPD stellt der SKP ab diesem Jahr zusätzliche Mittel zur Verfügung, um ihre wichtige Arbeit weiter zu stärken.

Ein besonderer Dank gilt der KKJPD und allen beteiligten Kommissionen für ihr Engagement und ihre wertvolle Unterstützung bei der Neugestaltung der SKP. Ihre Zusammenarbeit trägt massgeblich dazu bei, die Kriminalprävention in der Schweiz nachhaltig zu stärken. *(Fabian Ilg)*

Die neue Leiterin Social Media Sharon Carminati stellt sich vor:

«Nach Abschluss meines Masterstudiums in Kommunikationswissenschaft und Medienforschung an der Universität Freiburg trat ich eine Praktikumsstelle beim Bundesamt für Bevölkerungsschutz an. Hier machte ich meine ersten Schritte im Kommunikationsbereich. Danach wechselte ich für dreieinhalb Jahre zum Touring Club Schweiz, wo ich mir insbesondere Kompetenzen in den Sozialen Medien aneignete – von der Content Creation und dem Content Management über das Community Management bis zur Performance-Analyse.



auch gern unterschiedliche thematische Podcasts, verbringe Zeit mit Familie und Freunden – gerne auch mal bei einem Gesellschaftsspiel.

Ich freue mich darauf, meine Social-Media-Kompetenzen und meine Sprachkenntnisse für die Sensibilisierung und Aufklärung in der Kriminalitätsprävention einzusetzen. Ich werde mich vor allem um die Sozialen Medien kümmern. Diese Kommunikationskanäle finde ich fundamental, um die Menschen direkt anzusprechen, sie für wichtige Fragen zu interessieren, zuverlässige Informationen zu verbreiten und mit der Community ins Gespräch zu kommen.

Ich bin gebürtige Tessinerin, lebe aber schon mehrere Jahre in Bern. Bücher, vor allem Fantasy und Harry Potters Welt, sind meine grosse Leidenschaft. Ich liebe es, in diese Geschichten einzutauchen, neue Welten kennenzulernen und meine Begeisterung mit Freundinnen zu teilen. Doch höre ich

Informationen zu verbreiten und mit der Community ins Gespräch zu kommen. Ich freue mich ausserdem, mit den Ordnungskräften und den anderen Partnern der SKP zusammenzuarbeiten, um effiziente Lösungen zu entwickeln und einen positiven Wandel zu begleiten.»

Der neue Projektleiter Oliver Aegerter stellt sich vor:

«Nach meiner Erstausbildung als Elektromonteur (heute Elektroinstallateur EFZ) entschied ich mich mit 23 Jahren für eine neue berufliche Herausforderung und trat der Polizei bei. Mein Start in die Polizeischule 07/08 als Angehöriger der Polizei Kanton Solothurn an der neu gegründeten Interkantonalen Polizeischule Hitzkirch markierte nicht nur den Beginn einer spannenden Karriere, sondern brachte mich erstmals beruflich über die Grenzen meiner Heimatgemeinde hinaus.



tionsbereich neu aus und sensibilisierte die Bevölkerung mit gezielten Informationen für wichtige präventive Themen.

Mein Streben nach Weiterentwicklung begleitet mich bis heute. Neben drei CAS-Studiengängen im Bereich Modern Policing absolviere ich derzeit den MAS in Nonprofit- und Public-Management. Diese Weiterbildung sowie mein Wechsel zur SKP spiegeln meinen Wunsch wider, mich stetig neuen Herausforderungen zu stellen.

Nach Abschluss der Polizeischule sammelte ich ab 2008 erste Erfahrungen im «Frontdienst» der Kantonspolizei. Über die nächsten 14 Jahre war ich in verschiedenen Funktionen im polizeilichen Ausseneinsatz tätig. Als Mitarbeitender und später als Kader auf Polizeiposten, Jungpolizisten-Ausbilder, Angehöriger der Sondereinheit, Zugführer im Ordnungsdienst und Ermittler im Fahndungsbereich der Kriminalpolizei. Dabei konnte ich wertvolle Einblicke in die vielfältigen Facetten der Polizeiarbeit gewinnen.

Besonders die Präventionsarbeit weckte schliesslich mein Interesse und führte zu einem Wechsel in den Innendienst. Als Präventionskoordinator richtete ich den internen Präven-

Bleibt nebst der Weiterbildung Freizeit übrig, so verbringe ich diese gerne mit mir wichtigen Leuten, in der Natur, beim Sport oder bei einem guten Essen. Dabei zähle ich nebst dem gemütlichen Beisammensein vor allem das Reisen und Kitesurfen zu meinen grossen Leidenschaften.

Bei der SKP darf ich künftig die Verantwortung im Themenbereich der «Gewaltprävention» übernehmen, mit einem besonderen Fokus auf «Jugendgewaltthemen». Dieser Bereich liegt mir sehr am Herzen und bietet spannende Möglichkeiten für vielseitige Kooperationsprojekte. Ich freue mich darauf, gemeinsam mit polizeilichen sowie weiteren Partnerinnen und Partnern an wirkungsvollen Lösungen zu arbeiten und positive Veränderungen zu bewirken.»



Kampagne: Romance Scam

Beim Romance Scam (Liebesbetrug) werden die Hilfsbereitschaft und die Verliebtheit der Betroffenen ausgenutzt. Sie verlieren nicht nur Geld, sondern auch ihre grosse Liebe und ihr Vertrauen in andere Menschen. Nur wenige zeigen den Betrug an, sei es als Scham oder weil ihnen nach dem Erlebten die Energie dazu fehlt. Mit der Kampagne «Wahre Liebe kostet nichts» will die SKP das Tabu aufbrechen und weitere Opfer verhindern. Die Hauptbotschaft lautet «Kein Geld an Personen, die man nur aus dem Internet kennt.». Denn wenn kein Geld bezahlt wird, verliert die Täterschaft das Interesse und zieht sich zurück, bevor eine allzu innige Beziehung entstanden ist. Und wenn trotz monatelangem Beziehungsaufbau kein Geld folgt, wird das Delikt für die Kriminellen unattraktiv. Die Kampagne umfasst Plakate, Social-Media-Material, Roll-ups und ein Gadget, aber auch Videos von Betroffenen, einer Angehörigen, einer Expertin und von der Polizei. Wichtig ist aufzuzeigen, dass es jedem passieren kann. Man weiss, dass es Romance Scam gibt, «doch plötzlich entwickelt sich dieses Gefühl im Herzen», wie es eine Betroffene umschreibt. Die Kampagne wurde bei der Lancierung Ende Februar von den Medien gut aufgenommen und läuft bis im Mai.

[Beatrice Kübli]

Kampagne: Online-Anlagebetrug

Kein Delikt verursacht in der Schweiz einen so hohen finanziellen Schaden wie der Online-Anlagebetrug (OAB). Weit über 100 Millionen Schweizer Franken sind es jährlich. Bereits Anfang 2024 sensibilisierte die SKP mögliche Betroffenen auf das Delikt. Die Kampagne wurde Ende 2024 nochmals wiederholt. Dabei wurden wiederum Fake-Inserate mit vermeintlich lukrativen Finanzanlagen geschaltet. Wer auf die Inserate klickte, kam auf eine Warnseite der SKP mit weiterführenden Informationen zum Delikt. Begleitet wurde die Kampagne von zwei Blick-Artikeln zu OAB, die von der SKP in Auftrag gegeben und von Ringier gesponsert wurden. Ende 2024 folgte zudem eine Kampagne in den sozialen Medien mittels eines animierten Videos. Darauf ist veranschaulicht, dass der grosse Gewinn nicht in die Tasche der Betroffenen, sondern in jene der Betrüger fliesst. OAB wird voraussichtlich im nächsten Jahr wieder im Programm der SKP aufgenommen.

[Beatrice Kübli]



«Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett!»

Die klassische TV-Unterhaltung zerfällt in die Bereiche Musik-Show, Spiel-Show, Quiz-Show, Koch-Show – und, sozusagen, Mord-Show, also Kriminalfilme. Bis auf die Musik-Show ist allen diesen Formaten gemeinsam, dass sie Spannung erzeugen (sollen), indem sie Druck aufsetzen: Leistungsdruck, Konkurrenzdruck und Zeitdruck. Die Kandidaten und Kandidatinnen, mit denen man dann mitfiebert und denen man den Erfolg meistens auch gönnen würde, sollen gewinnen, können aber auch verlieren. Die Situation, dabei zuschauen zu können, wie sie kämpfen und versuchen, dem Druck standzuhalten, während man selbst gemütlich im Sessel sitzt und persönlich nicht wirklich involviert ist, scheint allgemein als sehr angenehm empfunden zu werden.

Dass Koch-Shows, bei denen Hobby-Köche gegen Profi-Köche antreten, so beliebt sind, könnte ausserdem daran liegen, dass die Zubereitung von Mahlzeiten ein nachvollziehbarer, weil alltäglicher Vorgang ist und in praktisch jedem Haushalt stattfindet, so dass man bei entsprechendem Talent der Kandidaten ein enges Rennen erwarten darf. Ausserdem kommt – sogar bei Totalversagen – niemand zu Schaden, ein misslungenes Essen hat keinerlei Konsequenzen, man kann sich dann immer noch eine Pizza bestellen. Anders sähe es wohl aus, wenn es z. B. eine Show gäbe, in der Herzchirurgen gegen Hobby-Herzchirurgen antreten würden.

Bei den Quiz-Shows ist es ähnlich. Oft kann ich gut nachvollziehen, dass ein Kandidat die Antwort auf eine Frage nicht weiss, also sie erschliessen oder erraten muss. *Seine* Spannung ist dann auch meine Spannung. In manchen Quiz-Shows sind die Fragen halbwegs interessant in dem Sinne, dass man die Antwort gerne wüsste, auch wenn man sie dann gleich wieder vergisst, doch sehr häufig sind sie so banal, dass es den Kandidaten zu einem ganz besonderen Menschen machen würde, wenn er es im Laufe seines Lebens tatsächlich hätte vermeiden können, auch nur ein einziges Mal auf die richtige Antwort gestossen zu sein. Welche Farbe hat eine Orange?

Auch im Kriminalfilm geht es meistens um die Lösung eines Rätsels. Der Kommissar oder die Kommissarin sucht nach Spuren, Anhaltspunkten und Motiven und trägt sie alle fein säuberlich in die Kästchen des Kreuzworträtsels ein, bis das Lösungswort gefunden ist. Dabei ist vielfach gar nichts alltäglich oder auf Anhieb nachvollziehbar. Die Spannung entsteht nun einerseits durch den Leistungsdruck, dass die Zuschauer von ihm oder ihr besondere Cleverness erwarten, um den Täter zu überführen, und andererseits durch

den Zeitdruck, ebendies innerhalb von 90 Minuten zu bewältigen, bevor sich der Täter nach Südamerika absetzen kann.

Es gibt allerdings auch Kriminalfälle, echte und fiktionale, bei denen die Zuschauenden nicht mehr mit dem Kommissar oder der Kommissarin mitfiebern, sondern mit den Tätern, und hoffen, dass diese dem Druck standhalten und *nicht* gefasst werden. Das geschieht vor allem dann, wenn die strafbare Grenzüberschreitung der Täter als weniger verwerflich angesehen wird als die Handlungen der Obrigkeit in der Gesellschaft, in der sie leben, bzw. als die Handlungen derjenigen, die sie geschädigt haben. Auf diesen Robin-Hood-Effekt weist auch Claudia Garde in ihrem Interview hin (S. 13ff.); meistens geht es dabei nicht um Kapitalverbrechen. Doch es gibt auch Fälle, wie beispielsweise die der Schwerverbrecher Jeffrey Dahmer, Josef Fritzl und Anders Breivik, in denen sich bestimmte Zuschauende auf die Seite des Täters stellen, *obwohl* es um Kapitalverbrechen geht und *obwohl* ein Verwerflichkeitsvergleich zu Ungunsten des Täters ausfallen müsste! Hier betreten wir den merkwürdigen Bereich der «Hybristophilie» (Artikel von Thomas Knecht, S. 18ff.), deren letzte Ursache in den Tiefen der Phylogenese vermutet wird, also in einer Zeit, als derjenige, der in der Lage war, die meisten Feinde zu töten, als Stärkster der Sippe galt und *deshalb* (nicht trotzdem!) attraktiv wurde, sowohl als Anführer wie auch als potenzieller Sexualpartner und Familienvater. Hier kommt die Formel: Wer die meisten Skalps am Gürtel baumeln hatte, der war der Chef, Chefs haben Macht, und Macht ist sexy! Nicht immer, nicht für alle, aber oft genug.

Es gäbe nun vielleicht noch eine letzte Steigerung, die mir gerade einfällt: Wäre es nicht denkbar, die unwiderstehliche Sexiness des Chefs noch dadurch zu erhöhen, dass er nicht mehr jeden Abend blutverschmiert nach Hause kommt, also nicht mehr eigenhändig mordet, sondern einfach morden *lässt*?! Dass jemand so viel Macht hätte, dass er es am Ende auch noch so aussehen lassen kann, als sei er gar nicht der Täter? Und dass er ohne den kleinsten Blutspritzer auf seinem weissen Hemd trotzdem zu den allergrössten Verbrechen fähig sein und gleichwohl ungestraft davonkommen könnte? Er selbst wäre nie bei einem Verbrechen dabei, hätte also immer ein Alibi und würde zur Tatzeit vor Zeugen vielleicht einfach mal mit nacktem Oberkörper auf einem Wildschwein über einen Golfplatz reiten! Wie verdammt sexy wäre das?! Und ein Foto davon wäre dann sicher auch in sämtlichen Medien.

Volker Wienecke
Kontakt: vw@skppsc.ch



Richard Dal | CartoonStock.com

SKPPSC

Schweizerische Kriminalprävention
Haus der Kantone
Speichergasse 6
Postfach
CH-3001 Bern

www.skppsc.ch

